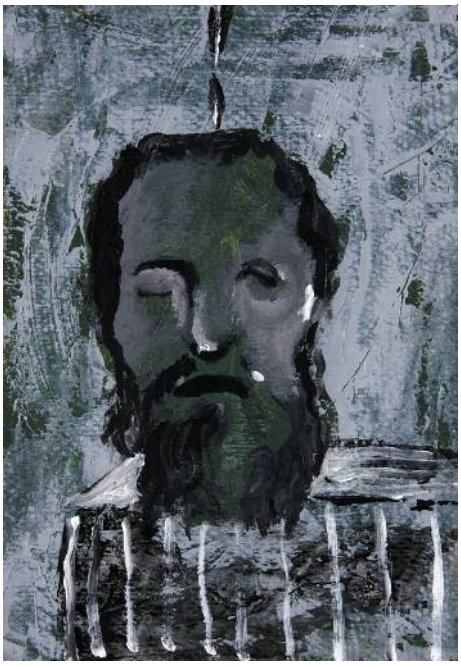
Säcke voller Köpfe

Ausstellungen Am 9. Mai beginnt die Biennale in Venedig, die wichtigste Kunstschau des Jahres. 53 Nationen zeigen dort Werke ausgewählter Künstler, vieles handelt von Krieg, Gewalt und Angst. Doch wem ist es ernst damit?

Jabar-Aquarelle für den irakischen Biennale-Beitrag

FOTOS: COURTESY THE ARTIST AND THE RUYA FOUNDATION



Venedig, die Sonne leuchtet das Frühlingsgrün in den Giardini aus, dem öffentlichen Park der Stadt, der aber eingezäunt ist und seit Wochen bewacht wird. Noch dürfen sich hier nur Menschen aufhalten, die die wichtigste Kunstschau des Jahres vorbereiten: die Biennale von Venedig, die in ihrem Kern so etwas ist wie eine Weltausstellung der Kunst. In Zeiten, in denen die Welt verrücktspielt, wird sie womöglich zu einer historischen Angelegenheit. Die Gegenwart ist in Aufruhr, und so wird sie hier dargestellt.

Die Biennale von Venedig wurde vor 120 Jahren erfunden, ihre Geschichte ist selbst voller Widersprüche, auch Abgründe. In den Giardini stehen Ausstellungspavillons verschiedener Staaten, erbaut von diesen Ländern in unterschiedlichen Weltlagen. Die wuchtige Front des deutschen Pavillons wurde einst von den Nazis errichtet; die ersten Arbeiten, die im Jahr 2015 ankommen, beschäftigen sich mit Flüchtlingen. An der weißen Fassade des israelischen Pavillons, entstanden 1952, kleben jetzt Autoreifen und darüber schwarze Netze, als wollte man sich verbarrikadieren. In dem Gebäude, auf dessen Vorderseite noch „Jugoslavia“ steht, will der serbische Künstler Iwan Grubanow die Flaggen untergegangener Staaten auf 200 Quadratmetern auslegen, sie sollen den Boden darunter einfärben, die Stoffe werden wie ausgelaugte Körper liegen bleiben. Grubanow will dies als „Warnung an die Jetztzeit“ verstanden wissen.

Einen kurzen Fußweg entfernt betritt die russische Künstlerin Irina Nachowa das Ausstellungshaus ihres Landes, eingeweiht wurde es kurz vor dem Ersten Weltkrieg, die neue Fassadenfarbe ähnelt der von damals. Der Raum im unteren Geschoss ist niedrig und dunkel. Auf die Wände dieser Gruft werden jeweils für Sekunden Filme und Fotos projiziert, Bilder, die Verstorbene wiederauferstehen lassen, zum Beispiel den Kosmonauten Juri Gagarin, der als erster Mensch im All war und nun, auf der Wand, in einem offenen Auto durch Moskau gefahren wird.

Die Aufnahme hat der Vater der Künstlerin 1961 gemacht. Es sind aber vor allem ihre Angehörigen, die an den Wänden erscheinen. Einer ihrer Großväter kam in einer jüdischen Enklave in der Ukraine zur Welt, wo sich nie jemand sicher fühlen konnte. Der andere Großvater, ein Kaufmann, wurde zu Zeiten Stalins festgenommen und umgebracht, man nahm ihn eines Nachts mit, bald nachdem er mit Frau und Tochter aus Holland zurückgekehrt war, wo man fünf Jahre gelebt hatte. Ihre Mutter, sagt Nachowa, sei ein Teenager gewesen, als das geschah, und habe bis ans Ende ihrer Tage in Angst gelebt.

In einem der oberen Räume hat Irina Nachowa Wände und Boden in Alarmrot und kreischendem Grün bemalt. Ein wildes, böses Chaos in Komplementärfarben, es wirkt wie eine überdrehte Camouflagemalerei. Tatsächlich hat sie Ansichten bestimmter Orte stark verfremdet, sie erklärt, welche es sind. Dort das zerstörte World Trade Center, da hinten Gaza, hier die Ruine der Schule in Donezk, die im vergangenen Oktober mit Granaten beschossen wurde. Prorussische Truppen und ukrainisches Militär gaben sich damals gegenseitig die Schuld.

In einer E-Mail schreibt Nachowa, sie möchte das Publikum in seiner Interpretation nicht einengen, es müsse also nicht unbedingt wissen, welche Orte und Ereignisse vorkämen. Es gehe ihr allgemein um die Präsenz von Katastrophen in Raum und Zeit. Die Malerei sei ein Medium der Zukunft, weil sie eine Unbestimmtheit besitze. Nachowa pendelt seit Langem zwischen den USA und Russland, sie ist nicht unkritisch. Doch in ihrer Heimat hat sie wichtige Preise gewonnen, sie ist die erste Frau, die Russland in Venedig präsentieren darf. Sie klingt plötzlich vorsichtig.

Der russische Pavillon verkörpert den Zwiespalt der Biennale. Die Werke sollen den Eindruck hinterlassen, das Ungeheuerliche in der Welt zu behandeln, sie sollen so unangepasst wirken, wie man es von der Kunst erwartet, aber sie sollen niemanden verprellen, vielleicht auch nicht den eigenen Erfolg gefährden. Insofern: tatsächlich eine Camouflagekunst. Wahrscheinlich ist aber der ganze globale Kunstbetrieb sowieso nur ein einziges Täuschungsmanöver.

Das zuständige Ministerium in Moskau hat die Auswahl der Künstlerin einer privaten Stiftung übertragen, der Stella Art Foundation. Deren Gründerin und Leiterin ist die Sammlerin Stella Kessajewa, ihr Mann ist ein Oligarch, der seine Milliarden unter anderem mit Tabak, Wodka und Immobilien verdient hat. Man überlässt Kessajewa bereits zum dritten Mal die Hoheit über den russischen Pavillon. Bei der vorangegangenen Biennale konnte sie Udo Kittelmann, einen deutschen Museumsdirektor, als Kurator gewinnen.

Wer in Venedig teilnimmt, erhofft sich Prestigegewinn. Nationen wollen mit der Teilnahme beweisen, dass sie kulturell die Gegenwart erreicht haben, auch wenn sie – wie China – die Regimekritiker im Land selbst archaisch wegsperren. Kuba lässt seit Monaten die Künstlerin Tania Bruguera nicht ausreisen; das Land selbst will nicht darauf verzichten, in Venedig vertreten zu sein. Der Auftritt der Vereinigten Arabischen Emirate wird von der Tochter des Scheichs von Schardscha kuratiert. Am Ende wird Scheicha Hoor al-Kassimi als weibliche Galionsfigur einer

Russische Malerin Nachowa: Camouflage in Zeiten der Vorsicht

neuen Aufgeschlossenheit dastehen, die es nicht gibt.

Mit Kunst wird heutzutage nicht nur Geld gewaschen, sondern auch der Ruf ihrer Besitzer, Bewunderer, Befürworter. Es reicht schon aus, die eigene Jacht in der Nähe der Giardini anzulegen, so wie es die Kunst sammelnde Lebensgefährtin des russischen Oligarchen Roman Abramowitsch mehrfach gemacht hat, und schon ist man Teil einer Welt, die sich als unangepasst, idealistisch und irgendwie klüger darstellt. In diesem Jahr steht aber etwa dort, wo schon öfter die Gangway der Abramowitsch-Jacht ausgeklappt wurde, der neue Pavillon der Ukrainer.

Im ukrainischen Team ist man stolz auf den Coup, den es bedeutet, sich auf einer Flaniermeile an der Lagune niederlassen zu dürfen. Bezahlt wird der Auftritt der Ukraine (auch nicht zum ersten Mal) von dem Kiewer Oligarchen Wiktor Pintschuk. Der stellvertretende Leiter seines Privatmuseums kuratiert die Ausstellung, und natürlich wird er selbst, der Mäzen, bei der Eröffnung eine Rede halten. Auch spielt, wenn alles gut geht, eine Rockband, die schon auf dem Maidan für die Protestierenden auftrat. Pintschuk und seine Leute wissen, wie man Bilder schafft. Früher umgab er sich mit Kunststars wie Damien Hirst, mietete zu Biennale-Zeiten in Venedig Palazzi für seine Events an, heute schmückt er sich mit jüngeren, heimischen Künstlern, die auch Werke über ihr kriegsversehrtes Land geschaffen haben (siehe Interview Seite 132).

Im Gedächtnis bleiben wird wohl wieder vor allem er, Pintschuk, der Macher. Am meisten profitieren in der Kunstszene inzwischen jene, die selbst keine Kunst erschaffen. Zum Beispiel auch all die Kuratoren, die am Ende oft berühmter sind als die Künstler, deren Werke sie präsentieren.

Ein Besuch bei Philippe Van Cauteren im belgischen Gent, dort leitet er das S.M.A.K., das Museum für aktuelle Kunst. Im Auftrag einer Stiftung, die von einflussreichen Auslandsirakern gegründet wurde, betreut er den irakischen Beitrag in Venedig. Es gab viele in der Kunstwelt, die den Job gern bekommen hätten.

Van Cauteren sagt, er habe keine dieser typischen Politkunstschauen machen wollen, er habe einfach gute Kunst gesucht. Aber am Ende sei es natürlich doch eine politische Ausstellung geworden, er gab ihr den Titel „Unsichtbare Schönheit“.

Irakischer Künstler Jabar
„Sie haben das verdient“

Als er im vergangenen November in den Irak fuhr, passten zwei bewaffnete Bodyguards auf ihn auf. Er traf Künstler, und er hielt, weil man ihn darum bat, in Bagdad vor 200 Leuten einen Vortrag über die Geschichte der Kunst im 20. Jahrhundert. Das Interesse war groß, man fragte ihn, ob er weiterreden könne, „aus 30 Minuten wurden fast fünf Stunden“.

Von den fünf Künstlern, deren Werke er nun zeigt, leben drei noch im Irak, unter ihnen Akam Shex Hadi, er wohnt im Norden des Landes und hat Menschen fotografiert, die vor der Terrormiliz IS geflüchtet sind. Es sind stille Bilder, er hat Abstand gehalten, und doch erkennt man die anhaltende Furcht im Blick der Menschen. Van Cauteren sagt, dass die Leute im Irak nicht verstünden, warum das Kunst sein solle, weil es nichts Hübsches sei, und deswegen seien solche Fotos doppelt mutig.

Haider Jabar ist der jüngste Künstler in dieser Ausstellung. Er ist 28 Jahre alt, im vergangenen Oktober floh er nach Istanbul, er lebt zurzeit in der türkischen Stadt Samsun am Schwarzen Meer, die Uno hat ihm dort eine Unter-

FOTOS: BARBARA ZANON / DER SPIEGEL (O.); COURTESY THE ARTIST AND THE RUYA FOUNDATION (U.)

kunft besorgt. In Bagdad hatte er Bildhauerei studiert, sich mit der Filmerei beschäftigt, aber eigentlich will er Maler sein.

Van Cauteren holt einen Stapel mit Aquarellen, sie alle zeigen Köpfe, die Häupter von Geköpften. Man sieht keine Körper, nur diese Köpfe, die Augen sind verbunden oder geschlossen. In Venedig werden sechs oder sieben dieser Bilder zu sehen sein. Jabar will insgesamt 2000 Häupter malen. Der Künstler habe, sagt van Cauteren, schon als Kind im Irak „Säcke voller Köpfe“ entdeckt, „sie lagen neben Mülleimern“. Und jetzt hat der Kurator dem Künstler über Skype und Facebook und bei einem Besuch in Samsun versucht zu erklären, weshalb er einige Köpfe für künstlerisch gelungener halte als andere, welche der Bilder seiner Meinung nach „Venedig-fähig sind“.

Van Cauteren ist bewusst, wie absurd das erscheint. Er ist es, der diese Bilder nach Venedig bringt, wo sich die gesamte Kunstwelt trifft; und zugleich hofft er, dass der junge Maler danach nicht vom Markt, von den westlichen Galerien, überrannt wird, „dass die sagen, haha, interessant, Köpfe, das lässt sich gut verkaufen“. Natürlich gebe es eine Lust am Untergang: „Würde ich den dänischen Pavillon kuratieren, würde das kaum jemanden interessieren.“ Er weiß, wie zynisch diese „Katastrophilie“ ist. „Aber sie hilft mir, die Künstler und ihre Positionen bekannter zu machen, und sie haben das verdient.“

Der Museumsmann kennt die Mechanismen der Szene. Er hatte Flüchtlinge in irakischen Lagern gebeten, etwas zu zeichnen, und beschlossen, diese Zeichnungen in einem Buch zu veröffentlichen und sie ebenfalls in Venedig zu zeigen. Dann fragte er Ai Weiwei, ob der eine Auswahl treffen könne, und weil der Künstler China nicht verlassen darf, reiste er mit den Blättern nach Peking. Ai Weiwei schien passend, weil er ein Verfolgter im eigenen Land ist – und weil er, Van Cauteren, gewusst habe, er brauche, um die Öffentlichkeit zu erreichen, „die Hilfe von einem Künstler, der richtig bekannt ist“.

Und er? Van Cauteren sagt, seit er im Irak gewesen sei, könne er keinen Bullshit mehr ertragen, „Streitereien um nichts“, er habe seinen Beruf infrage gestellt und beschlossen, nicht der „typische westliche Feigling“ zu sein, er wolle nach Venedig weitermachen mit dem Engagement für die irakische Kunst, wolle etwa eine Ausstellung in Bagdad organisieren.

Eine Anfrage über Facebook an Haider Jabar, den Maler der geköpften Köpfe. Er antwortet auf Arabisch. Er äußert sich nicht zu Venedig, nur zu seiner Kunst, und plötzlich ist er da, der ganze Ernst. Haider Jabar schreibt: „Alles, was ich male, habe ich mit meinen Augen gesehen.“

Ulrike Knöfel

„Wir wollen teilhaben an der Welt“

Interview Der ukrainische Oligarch Wiktor Pintschuk über sein Engagement für die Kunst

Pintschuk, 54, gehört zu den Industriemagnaten der Ukraine. Seine jüdischen Eltern waren vom Sowjetstaat diskriminiert worden. Sein Imperium baute Pintschuk vor allem während der Präsidentschaft seines Schwiegervaters Leonid Kutschma auf. Pintschuk selbst war von 1998 bis 2006 Abgeordneter des ukrainischen Parlaments. Er gründete die Röhrenfabrik Interpipe, aber auch den Mischkonzern Eastone, zu dem Metall verarbeitende Unternehmen, Fernsehsender, Verlagshäuser sowie ausländische Investment- und Immobilienfirmen gehören. Zudem richtete er eine Stiftung für soziale und kulturelle Projekte ein und eröffnete ein Privatmuseum. Pintschuk sammelt und fördert vor allem zeitgenössische Kunst.

SPIEGEL: Herr Pintschuk, warum unterstützen und finanzieren Sie die Teilnahme der Ukraine an der Kunstbiennale in Venedig?

Pintschuk: Weil ich glaube, dass es das Ansehen der Ukraine verändert, wenn in Venedig junge, kritische, freie Künstler aus unserem Land gezeigt werden. Und ich glaube auch, dass die Teilnahme der Ukraine dabei hilft, die ausländische Unterstützung zu bekommen, die sie für ihr Überleben benötigt. Dieses Werben für die Ukraine ist Teil einer langfristigen Strategie, die ich seit mehr als zehn Jahren verfolge, um dieses Land zu verändern. Wir wollen teilhaben an dieser Welt. Und ich glaube, dass das heute wichtiger ist denn je. Wenn ich der Ukraine finanziell helfe und wenn das Kulturministerium mein Team um Expertise bittet, dann ist das eine gute Kombination. Die Ukraine ist das Land, in dem ich lebe und arbeite, und deswegen war es für mich logisch, ukrainischen Künstlern einen Auftritt in Venedig zu ermöglichen. Das war auch schon 2005, 2007 und 2009 so.

SPIEGEL: Darf man fragen, wie viel Geld Sie dafür ausgeben?

Pintschuk: Sie dürfen, aber ich hoffe, Sie verstehen auch, dass wir über solche Details keine Auskunft geben. Die Kosten für Pavillon und Ausstellung werden in diesem Jahr vermutlich fünf Prozent des jährlichen Stiftungsbudgets ausmachen.

SPIEGEL: Wäre es nicht angemessener, auf Venedig zu verzichten? Die Absage hätte deutlich gemacht, wie schwierig die Situation im Land ist.

FOTO: BÄRBEL SCHMIDT / DER SPIEGEL

Magnat Pintschuk: „Hoffnung ist nichts Dummes“